

Zur Geschichte von Gelehrsamkeit und Bildung im Mittelalter

Fleckenstein, Josef

Veröffentlicht in:
Jahrbuch 1994 der Braunschweigischen
Wissenschaftlichen Gesellschaft, S.160-173



Verlag Erich Goltze KG, Göttingen

JOSEF FLECKENSTEIN, Göttingen

Zur Geschichte von Gelehrsamkeit und Bildung im Mittelalter*

Mein erstes Wort muß ein Wort des Dankes sein. Ich habe der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft für die hohe Ehre zu danken, die sie mir mit der Verleihung der Carl-Friedrich-Gauß-Medaille erwiesen hat. Dank habe ich auch dem Wohlwollen des Laudators und der Mitwirkung der Redner des heutigen Vormittags zu sagen, die in ihren Beiträgen sich mit meinen Arbeitsfeldern berührt und sie bedeutend gefördert haben.

Daß die Auszeichnung in diesem Jahr einen Historiker trifft, zeigt an, daß ihr ein umfassendes Wissenschaftsverständnis zugrunde liegt, wie es der Praxis unserer Wissenschaftlichen Gesellschaften und Akademien allgemein entspricht. Man wird wohl sagen dürfen, daß das Lebenswerk des großen Gelehrten Carl Friedrich Gauß, der die Wissenschaft auf mehreren Feldern bleibend bereichert hat, diese Auffassung aufs beste legitimiert; denn wenn es den Gelehrten von Rang ausmacht, daß seine Ergebnisse stets seine eigenen Forschungsfelder überschreiten, so kann kein Zweifel bestehen, daß Gauß wie nur wenige andere die Wissenschaft insgesamt bereichert hat.

Diese Feststellung hat mehrere Dimensionen. Wer wie Gauß in der Mathematik, der Astronomie und der Physik neue Grundlagen gelegt und ihnen neue Perspektiven eröffnet hat, der hat sich mit seiner Leistung bereits dem Bewußtsein seiner Zeitgenossen eingeprägt; er hat darüber hinaus Nachwirkungen ausgelöst, auf denen die folgenden Generationen fußen. Und nicht nur dies: in seiner und seiner Gefährten Arbeit lebt, wenn auch in veränderter Konstellation, auch die Leistung seiner und ihrer Vorgänger fort; denn auch wenn diese Leistung verändert und sogar überholt worden ist, so bildet sie doch die Voraussetzung für das, was damals geschaffen worden ist.

Das heißt: die Leistung des einzelnen Gelehrten, in unserem Falle die von Carl Friedrich Gauß, steht in einem großen Continuum – und sie steht gleichzeitig in Verbindung mit der Forschungsleistung derer, die mit und neben ihm forschten. Diese Verbindung ist nichts anderes als die notwendige Kommunikation, die die Seele aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist.

Was für die Leistung von Gauß gilt, gilt für die Wissenschaft und Gelehrsamkeit überhaupt, denn die Leistung des einzelnen stellt sich uns stets als Teil eines größeren Ganzen dar. Zwischen dem Teil und dem Ganzen besteht ein unlösbarer Zusammenhang: das eine kann sich nur mit und durch das andere entfalten, wie andererseits die Existenz von beiden ohne diesen Zusammenhang wirkungslos bleibt.

Um diesen Zusammenhang soll es in meinem folgenden Vortrag gehen; er bildet sein Kernstück, das mit dem Begriff der Gelehrsamkeit als der Form, in der die Wissenschaft sich verkörpert und weiterwirkt, umschrieben sein soll. Ihre Kontinuität und ihre Kom-

* Vortrag anlässlich der Verleihung der Gauß-Medaille der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft am 10.06.1994

munikation im Mittelalter soll uns exemplarisch als Voraussetzung für die Entfaltung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit, wann und wo immer sie stattfindet, beschäftigen. Wie der Titel des Vortrags andeutet, soll dem Begriff der Gelehrsamkeit ein zweiter Begriff zur Seite gestellt werden, nämlich der der Bildung, der eine eigene geistige Welt umschreibt – eine Welt, die mit jener der Gelehrsamkeit nicht identisch ist, sich aber immer wieder mit ihr überschneidet und dank dieser Überschneidung der Gelehrsamkeit eine höhere Qualität verleiht und die Bildung bereichert.

Lassen wir es zunächst bei dieser Andeutung, die im folgenden noch zu begründen sein wird. Da mein Überblick allerdings nahezu ein Jahrtausend umspannt, werde ich ihn nur in kurzen Umrissen mit einigen Schwerpunkten behandeln können, hoffe jedoch, daß die großen Zusammenhänge und deren übergreifende Bedeutung vor dem Hintergrund der Geschichte deutlich genug erkennbar werden.

Ich beginne mit der Geschichte von Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die zwei Seiten der gleichen Sache sind und in ihren Anfängen als Drang zum Wissen bis in die Frühzeit der Menschheit zurückreichen. Vom Wissen bis zur Wissenschaft, dem organisierten und disziplinierten Wissen, das die Forschung einbezieht und durch sie zu ständiger Erweiterung drängt, ist es freilich noch ein weiter Schritt, dem ursprünglich der Mythos entgegenstand. Erst als nach mancherlei Ansätzen, insbesondere im alten Orient, das alte Griechenland aus seinem Bann herausgetreten ist, hat sich hier in breiter Front die Wissenschaft frei entfaltet – die Wissenschaft: das heißt fortan die Summe von Anschauung (griech.: *Theoria!*), Beobachtung und Erkenntnis, die innerhalb von ‚Sein und Zeit‘ dem Selbst- und Weltverständnis des Menschen dient. Das römische Weltreich hat darauf als Erbe Griechenlands dieser Wissenschaft die größtmögliche Verbreitung gegeben, ist dann aber bekanntlich zerfallen und hat in seinen Zerfall auch die Wissenschaft mit hineingezogen.

Es mutet angesichts dieses eindeutigen Sachverhaltes wie ein Wunder an, daß die antike Wissenschaft und Bildung den Untergang des römischen Weltreichs dennoch überlebt hat. Daß dies zutrifft, steht außer Frage, denn wir wissen, daß die antike Wissenschaft schließlich in den Besitz aller Kulturvölker übergegangen ist. Auch die modernste Wissenschaft von heute zehrt noch von diesem Fundus.

Diese Feststellung verweist auf unser erstes Problem, sozusagen unser Grundproblem.

Man muß bedenken, daß es in der westlichen Welt außerhalb des römischen Weltreichs keine andere Wissenschaft gab und daß daher die, die es gab, vom Geist und von der Sprache, der griechischen und vor allem der lateinischen Sprache ihrer bisherigen Träger, geprägt und an sie gebunden war. Wie konnte sie unter diesen Voraussetzungen den Untergang des römischen Weltreichs, das ihr bisher Halt geboten hatte, überleben? Es sind offenbar vor allem zwei Bedingungen, die dafür unabdingbar waren: Sie mußte (außerhalb des Weltreichs) erstens auf andere, jüngere Völker übertragen werden, und sie mußte zweitens diesen Völkern durch entsprechende Vermittler zugänglich gemacht werden. Beides gehört zu den Grundvorgängen, die den Übergang von der antiken zur mittelalterlichen Welt markieren. Die Instanz, die das Bindeglied zwischen beiden Zeitaltern darstellt, war die Kirche, und dementsprechend war sie, die Kirche, auch die Ver-

mittlerin der Wissenschaft an die jungen Völker, die das neue Zeitalter heraufführen sollten – allerdings eine Vermittlerin, die die Wissenschaft jetzt mit einem eigenen Zweck verband, nämlich mit dem der Verkündigung des neuen Glaubens, der im Schoß der alten Welt entstanden war, nun aber der neuen, aufsteigenden Welt dienen sollte.

Daraus ergaben sich für die Wissenschaft selbst und für ihre neuen Empfänger eigentümliche Konsequenzen. Die neuen Adressaten: Germanen, Kelten, Slaven sind ja nicht, wie Griechen und Römer, in die antike Bildungswelt hineingewachsen, sondern sie mußten sie, weil sie von außen an sie herangetragen wurde, erst lernen – und zwar mühselig lernen: mühselig deshalb, weil das Ganze an eine ihnen fremde Schrift und an eine fremde Sprache, in erster Linie das Latein, gebunden war. Indem sie sie erlernten, traten sie aus ihrer eigenen unschriftlichen Bildungswelt heraus, die natürlich fortbestand, aber – wie wir noch genauer hören werden – zunächst ihr eigenes Leben weiterführte, das durch die Barriere von Schrift und lateinischer Sprache von der lateinischen Bildungswelt geschieden blieb.

Bleiben wir aber zunächst noch bei der Bedeutung von Schrift und Sprache, deren Aneignung die Grundvoraussetzung dafür war, daß das Mittelalter den Zugang zur Wissenschaft gewann. Sie bildeten gleichsam den Vorhof zur Wissenschaft und damit zu dem ungeheuren Wissensschatz der Antike vom Menschen und seiner Welt, von der Natur und Geschichte, von Dichtung, Kunst und Gesittung, deren Fülle und Höhe uns noch heute erstaunt. Die Aneignung dieses Schatzes setzt die Anstrengung von Jahrhunderten voraus, zumal sie in einer Sprache zu bewältigen war, die nicht die Muttersprache war.

Man erkennt die fundamentale Bedeutung, die in diesem Zusammenhang der Schule zukommt. Daß die Vermittlung des Latein ihre vordringliche Aufgabe wurde, geht wesentlich darauf zurück, daß das Latein die Sprache der Kirche war. Ihr diente es in erster Linie dem praktischen Zweck des Vollzugs des kirchlichen Kults, ohne sich freilich darauf zu beschränken. So ging mit der Übernahme des Latein durch die jungen Völker seine Formstrenge verloren, so daß sich schließlich anstelle des alten ‚klassischen‘ Latein im sogenannten ‚Mittellatein‘ eine neu-alte Gebrauchs- und Bildungssprache ausformte, die für das ganze Mittelalter charakteristisch blieb. Es handelt sich dabei um eine echte Weiterbildung, die auf eine Vereinfachung des komplizierten sprachlichen Gefüges hinauslief und sich der Sprache der jüngeren Völker strukturell besser anpaßte.

Der gleiche Zug zur Vereinfachung hat auch den riesigen Lernstoff erfaßt. Er hätte in seiner Fülle auf Anhieb gar nicht aufgenommen werden können und wurde deshalb zunächst reduziert, um in der Folgezeit dann wieder Schritt für Schritt erweitert zu werden. Wir haben erst in jüngster Zeit gelernt, diese Reduktion mit ihrer anschließenden Aufbesserung als eine im buchstäblichen Sinne notwendige Leistung zu schätzen. Sie stellt sich als ein fortschreitender Lernvorgang dar, als eine immer neue schulmäßige Erfassung und Aneignung des mehr und mehr zurückgewonnenen Wissensstoffs, der immer neu zusammengefaßt, geordnet, unter neue Gesichtspunkte gebracht und vor allem unermüdlich abgeschrieben wurde. Dabei ist nicht zu übersehen, daß unter der Vielzahl der Lernenden schon bald und immer wieder führende Köpfe hervortraten, aus deren Arbeit die Faszination derer spricht, die im Erlernten eine Erweiterung ihres Selbst und ihrer

Welt erfuhren und sie eben damit produktiv zu verbreiten vermochten. In ihnen hat sich der Lerneifer der Zeit zu echter Gelehrsamkeit gesteigert, das heißt: zu einem Einverleiben des tradierten Wissens, das auf die Bedürfnisse der eigenen Zeit bezogen wurde, und deren Horizont erkennbar erweitert hat. Es ist daher verständlich, daß die Zeit in ihnen ihre wegweisenden Lehrer erkannte. So z.B. den Angelsachsen Alcuin, den Karl d. Große an seinen Hof zog, um dessen Wirksamkeit seinerseits nach Kräften zu unterstützen – oder Alcuins bedeutenden Schüler Hrabanus Maurus, der als *praeceptor Germaniae* in die Geschichte eingegangen ist. Dabei bleibt es charakteristisch, daß selbst die in führende Stellungen aufgestiegenen Gelehrten wie auch ihre Nachfolger stets die Prägung von Schulmeistern an sich tragen. Sie verdeutlichen damit nur die Eigentümlichkeit der gesamten mittelalterlichen Wissenschaft, die wir wegen dieser ihrer Schulmäßigkeit als ‚Scholastik‘ bezeichnen, und die letztlich nichts anderes bedeutete als die unermüdliche, sich ständig steigernde und verfeinernde Gedankenarbeit von Generation zu Generation, die der modernen Wissenschaft den Boden bereitet hat.

Man darf nicht vergessen, daß es die Schule war, die die Scholastik zu dieser Leistung befähigt und damit auf ihre Weise der Wissenschaft wie dem europäischen Geistesleben überhaupt den Zustrom der antiken Bildung eröffnet und als Norm und Form des geistigen Lebens übermittelt hat. Diese Übermittlung strahlt bis in den Humanismus des 12. Jahrhunderts, in die Renaissance, selbst die Aufklärung und bis in die große europäische Geistesbewegung, die wir Klassik nennen, aus; sie alle stehen damit letztlich in der Dankesschuld der mittelalterlichen Schule.

Dabei sah deren Lehrangebot zunächst höchst bescheiden aus. Auch seine Gliederung geht letztlich auf die Antike selbst zurück. Sie hatte sich als Konzentration auf mehrere Sachgebiete in dem Maße verstärkte Geltung verschafft, wie mit der schwindenden Kraft der Spätzeit das Bedürfnis nach schulmäßiger Stoffbegrenzung drängender geworden war. Im Zuge dieser Bemühungen haben sich dann im 4. Jahrhundert die sogenannten *Septem artes liberales*, die ‚sieben freien Künste‘ herausgebildet. Der Name besagt, daß es sich um Disziplinen (nicht eigentlich um ‚Künste‘, sondern um ‚Lehren‘) handelte, die dem freien Mann zukamen. Es war anfangs geplant, daß sie die propädeutische Vorstufe zur Königin der Wissenschaften, der Philosophie, bilden sollten. Dieses Hochziel ging jedoch bereits in der Spätantike verloren, um erst Jahrhunderte später wieder aufzutauchen, und zwar über die Theologie. Zunächst aber entfiel die Philosophie, und man richtete sich auf die Bedürfnisse der Schule ein, indem man sich mit der Gliederung des allgemeinen Wissensstoffs begnügte, die eben in den sieben freien Künsten zur Verfügung stand.

Sie setzte mit der Grammatik als dem unentbehrlichen Grundfach zum Bau der Sprache ein. An die Grammatik schloß sich die Rhetorik als die Lehre von der Kunst der Rede an. Darauf folgt die Dialektik als logische Disziplin, ein Fach, das in Spruch und Widerspruch die logische Gedankenführung lehrte, sich dabei aber als außerordentlich entwicklungsfähig erwies und z.B. mit Abaelard im 12. Jahrhundert der Philosophie zur führenden Stellung verhalf.

Grammatik, Rhetorik und Dialektik bezogen sich auf die Sprache und stellten eine engere Einheit dar, für die seit der Karolingerzeit die Bezeichnung *Trivium* („Dreiweg“) aufkam.

Wie das Trivium die sogenannten ‚redenden Künste‘ verband, so wurden die restlichen vier Künste, nämlich Arithmetik, Geometrie, Musik (diese aufgrund der Zahlenverhältnisse als Harmonielehre verstanden) und die Astronomie als ‚rechnende Künste‘ zusammengefaßt, und zwar unter der Bezeichnung Quadrivium (‚Vierweg‘), eine Bezeichnung, die schon Boethius, einer der letzten Sachwalter des antiken Geistes, um 500 an der Schwelle zum Mittelalter eingeführt hatte.

Aus dieser Zeit blieben auch bedeutende Lehrbücher (u.a. Donat und Priscian) noch lange in Gebrauch, sogar über die Karolingerzeit hinaus, die aber bereits aus eigener Kraft begann, die alten durch neue Lehrbücher zu ersetzen. So bleibt die Schulmäßigkeit, wie erwähnt, auch weiterhin die Signatur ihrer Gelehrsamkeit. Und nicht nur dies: Mit dem Fortschreiten der Zeit stellten sich spürbare Erfolge ein: die Zahl der Schüler nahm zu und mit ihr die Zahl derer, die durch sie zu eigener Produktion angeregt wurden. Die Fortschritte zeichnen sich in einer unverkennbaren Verbesserung der Schrift und in der größeren Korrektheit der lateinischen Sprache ab.

Sie waren gleichsam ihr Eigentum geworden – eine Tatsache, die nicht nur die Lernfähigkeit und Begabung der jungen Völker erweist, sondern gleichzeitig eine doppelte Folge ihrer Zuwendung zu Schrift, Sprache und Bildung der Antike verdeutlicht.

Zunächst die am stärksten auffallende, weil schon die eigene Umgebung betreffende Folge, die man als eine innere Spaltung der Bevölkerung bezeichnen könnte. Sie deutet sich mit dem Begriffspaar *litteratus* – *illitteratus* an. *Litterati* sind dem Wortsinn nach diejenigen, die mit Buchstaben (*littera*) und Schrift umgehen konnten. Das ist nach Lage der Dinge von vornherein nur eine bestimmte Gruppe, nicht aber die Gesamtheit der Bevölkerung gewesen. Je weiter man die antiken Verhältnisse hinter sich ließ, umso klarer grenzt sich die Gruppe der *litterati* von den *illitterati* ab. Bereits im 5. und 6. Jahrhundert sind es im wesentlichen nur noch Kleriker, in zunehmendem Maße auch Mönche und in den folgenden Jahrhunderten allenfalls noch einige gebildete Damen gewesen. Das heißt aber, daß die Bildung als gelehrte Bildung im wesentlichen eine Angelegenheit der Geistlichkeit wurde, während Adel und Volk für lange Zeit (von wenigen Ausnahmen abgesehen) von ihr ausgeschlossen blieben. Sie blieben *illitterati* – was aber nicht heißt, daß sie überhaupt keine Bildung besaßen. Ihre Bildung hatte nur nichts mit der gelehrten, lateinisch-sprachlichen Bildung zu tun. Deshalb war sie kein Gegenstand für die neue Gelehrsamkeit – jedenfalls solange diese als Monopol der Geistlichen galt. Und da sich die Vorstellung durchsetzte, daß nur die gelehrte Bildung echte Bildung war, wurden alle, die keinen Anteil daran hatten, zum Gros der Ungebildeten gezählt. So war letztlich mit der Übernahme der antiken Bildung der Zwiespalt zwischen Gebildeten und Ungebildeten im Mittelalter grundgelegt. Dies ist aber nur die eine Seite der Veränderung, welche die Übernahme der antiken Bildung durch die jungen Völker nach sich zog. Man darf darüber nicht übersehen, daß der gleiche Vorgang noch eine zweite Folgewirkung ausgelöst hat, die demgegenüber eine Art Gegengewicht bildete. Sie ergab sich aus der Tatsache, daß in Verbindung mit der Ausbreitung der Kirche auch die lateinische Bildung auf alle christianisierten Völker übergrieff: mit der Wirkung, daß ihre grenzüberschreitende Ausbreitung damit zugleich, wenn auch begrenzt auf die gebildete Geistlichkeit, eine zusätzliche Art von Gemeinsamkeit ins

Leben rief, die auf jeden Fall dank ihrer Bildung die Möglichkeit der Verständigung unter den in der Kirche vereinten Völker bot.

Der Vorteil war unverkennbar; er wurde deshalb auch sogleich an allen Königshöfen wahrgenommen, die ihrerseits ihre Kanzleien nach antik-römischem Muster einrichteten. Und da es sich bei den neubekehrten Völkern um die Gestalter des künftigen Europa handelt, ist Europa auf diese Weise unter der fundamentalen Spannung zwischen regional-völkischer und überregionaler, ursprünglich lateinischer christlicher Gemeinsamkeit in die Geschichte eingetreten. Diese Grundspannung bildet im buchstäblichen Sinne das Grundgesetz Europas, das bekanntlich bis auf den heutigen Tag Motor und Triebkraft seiner Geschichte geblieben ist.

In ihrem Verlauf haben Besonderheit und Gemeinsamkeit stets als Pole gewirkt, von denen einmal mehr vom einen, dann vom anderen die stärkere Kraft ausging. Im Grunde sind aber beide stets wirksam gewesen. In ihrem Spannungsfeld hat der Einfluß von Gelehrsamkeit und Bildung stets eine wichtige Rolle gespielt. Es ist eindeutig, daß vor allem die Gelehrsamkeit von den übergreifenden Zusammenhängen zehrte und daß diese ihnen auch wieder zugute kamen.

Dies wird schon an den Schulen erkennbar, die es dank ihres weitgehend übereinstimmenden Lehrprogramms, das auf den sieben freien Künsten basierte, den Schülern ermöglichte, z.B. ihre Schulen zu wechseln. So konnte etwa Walahfrid Strabo, ein gelehrter Mönch der Reichenau, seinen auf der Reichenau begonnenen Unterricht in Fulda fortsetzen, um später als Berater der Kaiserin Judith am fränkischen Königshof tätig zu sein. Es bot auch keine Schwierigkeit, schon als Schüler jenseits des eigenen Landes, etwa aus Deutschland in Schulen nach Frankreich oder Italien zu wechseln. Erst recht war ein solcher Wechsel von früh an unter den Lehrern üblich: wie etwa das bereits erwähnte Beispiel des Angelsachsen Alcuin im 8. Jahrhundert zeigt. Im 10. Jahrhundert bietet die Laufbahn des Franzosen Gerbert von Aurillac ein besonders eindrucksvolles Beispiel: der aus bescheidenen Verhältnissen stammende Gerbert wechselt aus seiner heimischen Schule im aquitanischen Aurillac an die Klosterschule nach Ripoll in Katalonien, von dort an die Kathedralschule nach Reims, wo er als Scholaster zum Erzbischof von Reims aufsteigt, da er jedoch als Erzbischof auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, von Otto III., dessen zeitweiliger Lehrer er gewesen war, zum Erzbischof von Ravenna und schließlich sogar als Silvester II. auf den Papstthron erhoben wird. Seine außerordentliche Gelehrsamkeit glied offenbar selbst den Mangel der bescheidenen Herkunft aus.

Dies blieb allerdings vorerst noch eine Ausnahme, aber das Gewicht der Gelehrsamkeit nahm offensichtlich mächtig zu. Bei näherem Zusehen zeigt sich, daß sich ihr Ansehen bereits in der Stellung der Schulen anzeigt und im Lauf der Zeit immer eindrucksvoller in Erscheinung tritt. Dabei spielen neben den gewandelten politischen auch wirtschaftliche und vor allem soziale Gründe eine Rolle. So steht es in bestem Einklang mit der Politik der Ottonen, daß in ihrem Reich die Domschulen die Klosterschulen überflügeln. Allerdings gilt dies nur für begrenzte Zeit.

Seit dem Investiturstreit, der Zeit des großen Umbruchs, der überall die Geister aktivierte, beginnt der Ruhm der Schulen Frankreichs den der deutschen und aller anderen Schulen zu überstrahlen. Dieser Ruhm verbreitete sich schnell, und auch aus den deut-

schen Quellen erfährt man, daß Chartres und Auxerre, Laon, Rouen und Clermont die ehemals so stolzen deutschen Domschulen in den Schatten stellen. Der Umschlag ist erstaunlich, der Vorgang bisher nur z.T. geklärt, aber die Tatsache steht fest. Auf jeden Fall greifen mehrere Gründe ineinander, z.B. die starke Zunahme der Bevölkerung, die in Europa seit der Jahrtausendwende zu verzeichnen ist und allgemein zu einer Konzentration der Bevölkerung in der Stadt führt. In der Stadt entsteht nicht nur ein neues Lebensgefühl; es wächst auch die Zahl derer, die Anteil an der Bildung suchen. In den Schulen meldet sich ein neuer Stolz auf die Wissenschaft an; er dokumentiert sich an den Portalen der Dome, an denen z.B. am Königsportal in Chartres neben Engeln die allegorischen Figuren der sieben freien Künste erscheinen. Sie treten damit gleichsam als die Personifikationen lebendiger Wissenschaft vor die Öffentlichkeit. Sicher waren hier bereits neue Bedürfnisse und Interessen im Spiel, und es ist gewiß kein Zufall, daß gleichzeitig an den berühmteren Domschulen die Lehrmethoden sich zu wandeln beginnen. Lehrer wie Fulbert von Chartres gehen über die traditionellen Fächer der sieben freien Künste hinaus; sie machen sich damit vom überkommenen Schema des Unterrichts frei. Vor allem das Recht, und zwar das kanonische wie das römische Recht, aber auch die Medizin fordern ihre Berücksichtigung. Die alten Fächer genügen offenbar allein nicht mehr.

Mit diesem Drängen nach Erweiterung kündigen sie gleichsam als Vorboten weitere Veränderungen an, bis im 12. Jahrhundert plötzlich etwas ganz Neues daraus in Erscheinung tritt. Bis dahin hatten Lehre und Wissenschaft einen festen Rahmen, der eben in den Kloster- und Domschulen vorgegeben war. Im 12. Jahrhundert wird dieser Rahmen plötzlich gesprengt. Damit beginnt der Aufbruch zur Universität.

Der Vorgang gehört zu den folgenreichsten der mittelalterlichen Geschichte, weshalb ihm an dieser Stelle ein kurzer Exkurs gewidmet sei. Wesentlich ist zunächst die Beobachtung, daß die Entstehung der Universität durch zwei ineinandergreifende symptomatische Erscheinungen angekündigt wird: die erste besteht in einer Welle großer Lehrer, die jetzt stärker als je zuvor hervortreten, die zweite in einer damit korrespondierenden Welle von Studenten, die den Lehrern, wenn sie die Schule wechseln, zu ihrer neuen Wirkungsstätte folgen: die Lehrer sind offenbar wichtiger geworden als die Schulen.

Ein Musterbeispiel dieser neuen Lehrer stellt der berühmte Bernhard von Chartres dar. Obwohl von ihm nur wenige Schriften überliefert sind, hat sein Ruhm dank der Nachrichten seiner Schüler, unter ihnen vor allem Johannes von Salisbury, die Jahrhunderte überlebt. So wissen wir, daß er das Haupt der ‚platonischen Schule‘ von Chartres war. Vor allem aber ist uns von ihm ein Ausspruch überliefert, in dem Bernhards Ruhm gleichsam kulminiert und der den Geist verrät, in dem er seine Wissenschaft betrieb. Bernhard von Chartres pflegte danach zu sagen (*dicebat*): *Nos esse quasi nanos*. ‚Wir seien gleichsam Zwerge, die auf den Schultern von Riesen (nämlich den Schultern der Alten) stehen‘, und die deshalb, weil sie auf ihren Schultern stehen, weiter blicken als sie. Es ist ein eindrucksvolles Bild, in dem Bernhard die wissenschaftliche Überzeugung seiner Zeit verkündet: sie gründet in der Tragkraft der antiken Tradition und schöpft aus ihr – aber nicht, um bei ihr stehen zu bleiben, sondern um sie mit ihrem eigenen Geist zu durchdringen und sie dadurch weiterzuführen. Der Blick zurück fordert zugleich den Blick nach vorn. Zum ersten Mal wird damit ausgesprochen, daß die Wissenschaft über

sich selbst hinausstrebt – ein Ziel, das fortan immer gültig bleiben sollte. Bernhards Schüler hatten recht, wenn sie in ihm einen Wegbereiter der Wissenschaft in ihrer Zeit verehrten.

Es gab neben und nach Bernhard von Chartres noch viele andere Lehrer von ähnlicher Wirkungskraft – nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien, wo um 1100 vor allem der Rechtslehrer Imerius in Bologna Schüler aus aller Welt an sich zog. Von den französischen Lehrern darf wenigstens Abaelard, der unruhigste unter den unruhigen Geistern der Zeit, nicht unerwähnt bleiben, da er, abgesehen von seinem Aufsehen erregenden Schicksal, durch seine Methode des ‚Sic-et-non‘ (Ja und Nein) mit der Gegenüberstellung der zum Teil widersprüchlichen Autoritäten und der Ausgleichung zwischen ihnen eine außerordentliche Wirkung entfaltete.

Alles dies zeigt nur, daß die Wissenschaft allenthalben zu neuen Formen drängt und auf neue Gebiete übergriff. Ihre stürmische Entfaltung, die von den großen Lehrern ausgelöst wird, verfehlte ihre Wirkung nicht. Sie setzte Scharen von Schülern, jetzt Scholaren genannt, in Bewegung, die dem Zug der Lehrer folgten. Dabei zeigt sich, daß mit den Wissenschaften vor allem auch die sozialen Bedingungen, genauer gesagt: die neuen Lebensbedingungen sowohl der Professoren wie der Studenten Berücksichtigung forderten. Die älteste Urkunde, die uns darüber genauere Auskunft gibt, ist das Kaiserprivileg Friedrich Barbarossas vom Jahre 1158 (DF I 243), in dem der Kaiser allen, die *causa studiorum*: die um ihrer Studien willen in die Fremde zogen und *amore scientie facti exules* (aus Liebe zur Wissenschaft heimatlos) geworden sind, nämlich den Scholaren und besonders den Professoren des Reichs (in Italien!) seinen Schutz gewährt, und er hebt hervor, daß alle, *quorum scientia mundus illuminatur* (durch deren Wissenschaft die Welt erleuchtet wird) diesen Schutz besonders verdienen. Der Kernpunkt des Privilegs ist die Verfügung, daß die Studenten im Fall von Rechtsstreitigkeiten nur der Gerichtsbarkeit ihrer Magister oder des Bischofs der Stadt unterstehen. Damit sind sie an ihrem Studienort, in dem sie als Fremde rechtlos waren, dank ihrer Wissenschaft zu einer eigenen, neuartigen Rechtsstellung gelangt.

Das Privileg ist in mehrfacher Hinsicht interessant: Unüberhörbar ist zunächst der neue Ton der Hochschätzung der Wissenschaft, „durch die die Welt erleuchtet wird“, und zwar durch die Bemühung der Magister und Scholaren. Dagegen ist auffälligerweise weder von ihrer Schule noch gar von der Universität, die sie fortsetzt, die Rede. Worum es geht, ist wesentlich die Rechtsstellung der Lehrer und der Studenten. Mit dieser Rechtsstellung ist jedoch gleichzeitig die Freizügigkeit der Studien garantiert – und zwar als ein Recht, das beiden Gruppen zustand und das sie demnach auch bereits verband. Es war vorauszusehen, daß diese zunächst nur lose Verbindung in der Folgezeit im beiderseitigen Interesse verfestigt wurde.

In der Tat bestand der nächste Schritt darin, daß Magister und Scholaren sich an ihrem Studienort aus dem Bedürfnis des Selbstschutzes, auch gegenüber dem Kanzler der herkömmlichen Domschule, zu einer regelrechten Genossenschaft zusammentraten, und zwar in der zeitgemäßen Form der Schwurgemeinschaft, der *coniuratio* – wofür auch ein anderer Terminus zur Verfügung stand, nämlich: *universitas*. Der Ausdruck ‚Universität‘ meint also zunächst nicht die Gesamtheit der Wissenschaften, sondern den Zusammen-

schluß der Magister und Scholaren – auch *societas magistrorum et discipulorum* genannt, ein Zusammenschluß, der darauf gerichtet war, die freie Durchführung des Studiums zu sichern.

Dieses Ziel war zuerst in Bologna (hier mit dem Schwerpunkt auf dem Studium des Rechts) danach (mit der Ausweitung auf alle Wissenschaften) in Paris erreicht, das heißt: in Paris und in Bologna hat die Universität zuerst ihre fortan gültige Gestalt gefunden.

Soweit der Exkurs über die Herausbildung der rechtlichen Gestalt der Universität; er führt nur scheinbar von unserem Thema über Gelehrsamkeit und Bildung ab. Es wird sich, wie ich hoffe, zeigen, daß die Universität in Wirklichkeit nicht nur die Voraussetzung für den außerordentlichen Aufschwung von Wissenschaft und Studium war, sondern daß sie selbst aufs engste damit zusammenhängt.

Um dies zu verdeutlichen, muß ich allerdings zunächst noch kurz auf die innere Organisation der Universität eingehen, da sich in ihr der neue wissenschaftliche Geist und damit auch die von ihm beseelte Gelehrsamkeit am reinsten widerspiegelt.

Wie wir bereits hörten, genügte in der Zeit des Übergangs die alte Gliederung nach dem Schema der sieben freien Künste nicht mehr. An ihre Stelle ist deshalb die Gliederung in Fakultäten getreten. Damit waren die sieben freien Künste nun nicht etwa überflüssig geworden; sie sind vielmehr die Grundlage des Ganzen geblieben, das inzwischen allerdings weit über sie hinausgewachsen war. Sie wurden deshalb jetzt zur sogenannten artistischen, der späteren philosophischen Fakultät zusammengefaßt, die damit praktisch alles, was an antikem Bildungsgut überkommen und in der Zwischenzeit hinzugewonnen war, darunter auch die Naturwissenschaften, in ihrem Rahmen pflegte und weitergab. Die Naturwissenschaften haben seitdem als Erbe des Quadriviums bekanntlich noch jahrhundertlang zur philosophischen Fakultät gehört. Anders die Theologie, die Jurisprudenz und die Medizin: sie verstanden sich von vornherein als eigenständige Gebiete und bildeten sich dementsprechend zu eigenen Fakultäten aus. Dabei blieb jedoch der große Zusammenhang aller bewußt gewahrt, und zwar dadurch, daß die artistische Fakultät grundsätzlich den übrigen Fakultäten vorgeschaltet war. Auf diese Weise ging das allgemeine Wissen, das der Obhut der Artisten anvertraut war, den Spezialkenntnissen der anderen Fakultäten auf jeden Fall voraus. Und das bedeutet, daß der antike Grundstock des Wissens das Bindeglied blieb, das alle miteinander verband. So konnte die Universität sich als gelehrte Korporation mit Recht *studium generale* nennen. Was immer zur Wissenschaft gehörte, war unter ihrem Dach vereint. Und da man seit den Kreuzzügen auch mit der weiteren Welt, dem Heiligen Land und dem Islam in engeren Kontakt getreten war, nahm der Zustrom an neuem Wissen noch ständig zu. Kein Wunder, daß mit den Lehrern jetzt auch die Studenten, die sich schon längst über alle Standesschranken hinweggesetzt hatten und neben den geistlichen (vor allem in der Jurisprudenz und in der Medizin) auch weltliche Ziele anstrebten, sich mit Feuereifer dem Neuen, das die Universität ihnen bot, zuwandten.

Vor allem aber waren die Gelehrten herausgefordert. Die Universität zog sozusagen die Gelehrsamkeit an sich und trieb sie hervor. Das große Beispiel bildet dafür die Rolle, die sie bei der Wiederentdeckung des Aristoteles im 12. und 13. Jahrhundert spielte, eine Leistung, die allein im Rahmen der Universität möglich war. Den Anstoß dazu gab die

Übersetzung des Riesenwerks des Aristoteles ins Lateinische. Von diesem Werk waren bisher nur die logischen Schriften (durch die Übersetzung von Boethius) im Abendland bekannt. Dagegen war der Großteil in Gestalt der naturwissenschaftlichen Schriften, der Politik, der Ethik und der Metaphysik des Aristoteles nur in den Werken jüdischer und arabischer Gelehrter erhalten geblieben und von ihnen auch kommentiert worden. Es waren Gelehrte, die bisher abgeschlossenen und getrennten Welten angehört hatten, und so waren auch die Schätze, die sie bewahrten und betreuten, jahrhundertlang außerhalb ihrer Welt unbekannt geblieben. Als in der Folge der Kreuzzüge die alten Schranken fielen, veränderte sich die Situation: die Grenzen waren plötzlich keine Grenzen mehr, und die Gelehrten waren die ersten, die sich im Austausch zueinander fanden. Der Austausch, im Grunde die Normalbedingung jeder wissenschaftlichen Kommunikation, erwies sich hier als ein besonderer Glücksfall: er führte zu dem großen Ereignis der Wiederentdeckung des ganzen, wie es jetzt hieß: des „neuen“ Aristoteles. Seine Aneignung, bei der die jüdischen und arabischen Kommentatoren unentbehrliche Partner blieben, hat zu einer riesigen Ausweitung des geistigen Horizonts mit einer neuen Sicht der Realität der Welt geführt und damit zugleich zur zwingenden Herausforderung, alles bisher Gedachte neu zu überdenken. Eben dies wurde die große Leistung der jungen Universität, die durch sie zur geistigen Führungsmacht Europas wurde. Sie wich sogar der Auseinandersetzung mit der Kirche nicht aus, als die Aneignung des aristotelischen Gedankengutes zu Spannungen mit ihr führte, und war dank ihrer großen Lehrer in der Lage, beiden Seiten zu ihrem Recht zu verhelfen. Es waren in der Tat die bedeutendsten Köpfe der Zeit, die sich an der Universität, und zwar vornehmlich in Paris, zusammenfanden, um in der Spur des Aristoteles ihren Zeitgenossen zu einer neuen Weltsicht zu verhelfen, die Glauben und Wissen miteinander verband: an ihrer Spitze der Deutsche Albertus Magnus und sein großer Schüler Thomas von Aquin. Kein Zweifel: die Universität bot ihnen die Plattform für ihre weit ausstrahlende Wirksamkeit; dafür vermehrte diese den Ruhm der Universität. Das aber heißt: Die Leistung der Universität war eine Leistung der Gelehrsamkeit. Die Welt des 12. und 13. Jahrhunderts war durch sie weiter und heller geworden.

Wie sah es nun demgegenüber mit der Bildung aus? Auch sie hat bekanntlich in der gleichen Zeit eine außerordentliche Bereicherung erfahren, die aber nur indirekt mit der machtvoll erweiterten Gelehrsamkeit zusammenhing; denn Bildung hat es zwar auch mit Wissen zu tun, jedoch nur mit dem allgemeinen Wissen der Zeit, und dieses wird erst, indem es das Verhalten des einzelnen durchdringt und bestimmt, zur Bildung. Sie spiegelt sich in der Übereinstimmung von Wissen und Verhalten, in der Freiheit und Offenheit gegenüber Mitmenschen und Welt und in der Bereitschaft und Fähigkeit, ein Leben in Übereinstimmung mit seinen Überzeugungen zu gestalten. Dabei ist nicht zuletzt der Grad der Bildung an der Weite des Horizonts zu erkennen.

Dies gilt ebenso für die Folge der Zeitalter wie für die Zeitgenossen selbst, also auch für die Gelehrten, von denen in unserem Überblick bereits einige repräsentative Gestalten wie Alcuin, Gerbert von Aurillac oder Bernhard von Chartres im Abendland hervorgehoben wurden, deren Bildung ihrer großen Gelehrsamkeit entsprach, wenn diese auch der Hauptgrund ihres Ruhmes war. Es versteht sich, daß es auch Gegenbeispiele gab, auf

die ich aber, weil sie in den Bereich der alltäglichen Banalität gehören, nicht eigens ein-gehe.

Dagegen ist hier zunächst an die historisch bedeutsame Tatsache zu erinnern, daß die Übernahme der antiken Bildungswelt durch die jungen, das Mittelalter heraufführenden Völker bei diesen eine Spaltung in dem, was man unter Bildung verstand, hervorgerufen hatte. Als Bildung im eigentlichen Sinne galt seitdem, wie wir gehört haben, nur die gelehrte, schriftliche Bildung, hinter der die eigene, heimische Bildungstradition, auch wenn sie in der mündlichen Überlieferung fortlebte, in den Hintergrund trat. Dies bedeutete praktisch, daß nur die Geistlichen im Besitz der gelehrten Bildung waren, während Adel und Volk von ihr ausgeschlossen blieben – bis auch hier im 12. Jahrhundert, als die junge Universität die Wissenschaft und mit ihr die Gelehrsamkeit auf eine höhere Stufe hob, eine ganz entsprechende Wendung eintrat. Und auch hier war diese Wendung ausgelöst durch die provozierende Kraft der Kommunikation, der vielleicht positivsten Triebkraft, die die Geschichte kennt.

Die Wendung erfolgte im Rahmen der sich bildenden höfisch-ritterlichen Kultur, die ganz Europa in ihren Bann schlug. Ihr Zentrum bildete der Königs- und der Fürstenhof – oder genauer: das Netz der großen Adelshöfe, und zwar der geistlichen wie der weltlichen. Sie waren der Ort der Kommunikation, an dem die ritterliche Gesellschaft, die sich um ihren Herrn versammelte, ebenfalls von der geistigen Aufbruchstimmung der Zeit erfaßt war und auf ihre Weise an ihr partizipierte. Diese Gesellschaft wird in den Quellen durch drei Formeln charakterisiert; *milites* (Ritter), *clerici* (Geistliche) und *curiales* (Hofgenossen) – eine Formel, die bedeutsamerweise für beide Gruppen gemeinsam gilt, woraus sich ergibt, daß es ihrem Selbstverständnis entspricht, wenn wir sie zusammen als höfisch-ritterliche Gesellschaft bezeichnen. Außerdem erfahren wir, daß das Ziel dieser Gesellschaft die *curialitas* war, das höfische Verhalten, das im übrigen auch die Frauen des Hofes umschließt, die jetzt als *dominae*, als Damen in Erscheinung treten. Die *curialitas* bildet den Kern der höfisch-ritterlichen Kultur, die im 12. Jahrhundert an den normannisch-englischen, den französischen und den deutschen Höfen (und bald an allen europäischen Höfen) um sich greift und nun auch eine eigene Literatur und Bildung hervorbringt. Das heißt: sie schlägt plötzlich eine Brücke über die jahrhundertealte Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten; diese Kluft gilt jedenfalls für sie nicht mehr. Wie war dies möglich?

Wir berühren damit das Problem von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, das gegenwärtig von der Literaturwissenschaft besonders kräftig gefördert wird. Zugrunde liegt die Tatsache, daß zweifellos im Zusammenhang mit der neuen Hochschätzung von Bildung und Wissenschaft, die dem Aufstieg der Universität zugute kam, jetzt (von wenigen früheren, mehr tastenden Versuchen abgesehen) dank des stimulierenden Interesses der höfischen Gesellschaft sozusagen auf breiter Front die Verschriftlichung der alten heimischen mündlich-heroischen Tradition begann.

Den Anfang macht Frankreich mit der Chanson des Roland, dem Musterbeispiel einer Heldensage aus der eigenen Geschichte, hinter der die Gestalt Karls d.Gr. stand. Sie zog bald weite Kreise, z. B. auch nach Deutschland, wo der Pfaffe Konrad sie im Auftrag eines Herzogs Heinrich, wahrscheinlich Heinrichs des Löwen, eingedeutscht hat. Eben-

falls nach französischem Vorbild hat auch der Pfaffe Lamprecht sein Alexanderlied gedichtet, das als Schilderung der Taten des jungen Alexander des Großen beispielhaft für die Vielzahl der Lieder und Epen genannt sei, die ihre Vorbilder aus der Antike holen. Sie sind übrigens mit den Kreuzzugsliedern und -dichtungen eng verwandt. Die vielleicht stärkste Ausstrahlung hat als ein wesentlich anderer Typus der Artusroman ausgeübt, dessen sagenhafte Vorstufen wohl der keltisch-walisischen Vergangenheit angehören, dessen eigentlicher Schöpfer aber Chrétien de Troyes war, der seinen ritterlichen König mit der berühmten Tafelrunde nach einem rein fiktionalen Muster gestaltet hat. Sein Artusbild hat die gesamte Ritterschaft beeindruckt, wie auch die Tafelrunde die höfisch-ritterliche Gesellschaft ganz Europas zur Nachahmung angeregt hat. In der deutschen Ritterdichtung klingt der Artusroman Chrétiens in Hartmann von Aues Erec und besonders im Parzival Wolframs von Eschenbach nach. Der Parzival stellt gleichsam eine Verbindung der Artussage mit der christlichen Gralsage dar.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um anzudeuten, wie die Verschriftlichung sich in einem erstaunlichen Maße von Hof zu Hof über ganz Europa ausgebreitet hat, wobei der Herr des Hofes und seine Gemahlin, wie besonders der Germanist Joachim Bumke zeigen konnte, oft als Anreger und Mäzene wegweisend wirksam waren. Dabei haben gelehrte Hofkleriker zunächst als Vermittler eine wichtige Rolle gespielt, bis schließlich aus dem Rittertum selbst Sänger und Dichter als *milites litterati* hervortraten, die an deren Stelle ihre eigene Sache vertraten. Damit weitete sich der durch die Erfahrung der Kreuzzüge bereits geöffnete Horizont des Rittertums auch geistig weiter aus, wie man bereits an den großen Themen ihrer Epen ablesen kann, die neben den Stoffen aus der eigenen Vergangenheit mit besonderer Vorliebe Vorbildern aus der Antike gewidmet waren. Sie alle gehören damit in die eigene Welt und waren auf diese Weise etwas anderes, als sie vorher gewesen. Die Verschriftlichung hatte sie substantiell verändert. Dies gilt vor allem für die heimische Tradition: Sie war jetzt zusammen mit den antiken wie übrigens auch mit den alttestamentarischen Vorbildern in die christliche Heilsgeschichte einbezogen – mit dem Ergebnis, daß die alten Helden sich in höfische Ritter verwandelt haben. Sie waren die Leitbilder ihrer Zeit.

Ziehen wir nunmehr die Summe aus unserem Überblick, der nicht mehr als ein Ausschnitt sein konnte, zudem begrenzt auf die beiden Phänomene von Gelehrsamkeit und Bildung, die offenbar einem grundmenschlichen Bedürfnis entsprechen, gleichwohl aber nicht im luftleeren Raum existieren. Es sind geschichtliche Erscheinungen, abhängig von den wechselnden Bedingungen und Bedürfnissen ihrer Zeit, die, für sich genommen, vielleicht Notzeiten überbrücken können, aber um sich zu entfalten, der institutionellen Stütze bedürfen. Eine solche Stütze fand die Gelehrsamkeit in den Zeiten, die wir überblicken, in der Kirche, der Schule und in deren Weiterbildung, der Universität. Ihre Leistung war, das Wissen zu kanalisieren, daß es im Freiraum der Universität die Eigengesetzlichkeit der Wissenschaft neu entdeckte, in der der Drang begründet war, stets über sich hinauszustreben. Sie hat in der Tat zu einer außerordentlichen Bereicherung des Wissens geführt und, wie ihr Kaiser Friedrich Barbarossa bescheinigte, die Welt durch die Wissenschaft „erleuchtet“. Kein Zweifel, daß die Erweiterung des Wissens auch der Bildung zugute kam. Doch dies war sekundär; es war nicht ihr eigentliches Ziel.

Anders die Bildung. Sie war bei der Gelehrsamkeit stets mehr oder weniger mit im Spiel; sie konnte von ihr auch profitieren; im Grunde bedurfte sie ihrer aber nicht allzu sehr; sie war vielmehr allgemeinerer Natur und lebte und webte in den zwischenmenschlichen Beziehungen, die ihr eigentlicher Nährboden waren. Jede Gemeinde, jede Gruppe und Gemeinschaft fand in ihr ein unentbehrliches Regulativ, das ihr Zusammenleben nicht nur ermöglichte, sondern je nach ihren Ansprüchen erleichterte und verschönerte. Dabei konnte auch sie bei entsprechender Förderung eine bedeutende Steigerung erfahren. Dies war, wie wir sahen, an den großen Höfen der Fall, die um die gleiche Zeit, wie die Universität Wissenschaft und Gelehrsamkeit auf eine vorher nicht gekannte Höhe führten, mit der Begründung der höfisch-ritterlichen Kultur zugleich die Bildung, und zwar die höfische Bildung, zu einer einzigartigen Blüte brachten. Es war kein Zufall, daß beides zusammentraf und war gleichwohl ein Glücksfall in der Geschichte; denn in gewissem Sinne ergänzen sie sich. Während die Universität dem Wissen diente, war die höfische Bildung durch die Verbindung von Pädagogik, Ästhetik und Ethik bestimmt. In ihrer Literatur, die sie am reinsten widerspiegelt, wird deutlich, daß ihr höchstes Ziel die *curialitas*, das höfische Verhalten war. Und dementsprechend ist auch das Erbe, das sie der Nachwelt hinterließ, in den verpflichtenden Formen von Höflichkeit und Ritterlichkeit und – nicht zu vergessen – in einer neuen Hochschätzung der Frau als Dame wirksam geblieben.

So lautet das Ergebnis unseres Überblickes, daß die Welt im 12. und 13. Jahrhundert heller und reicher geworden ist: und zwar mit der Entstehung der Universität durch die Wissenschaft und die von ihr genährte Gelehrsamkeit – und andererseits mit der Begründung der höfisch-ritterlichen Kultur durch die höfische Bildung, die freilich zunächst ständisch begrenzt war, aber im Lauf der Zeit weitere Kreise zog und allgemein für das Zusammenleben höhere Normen setzte.

Für beide Phänomene aber gilt die Beobachtung, daß ihre Erfolge die Früchte einer intensiven Kommunikation gewesen sind. Wenn man im anderen Verwandtes erkennt, dann bedeutet das immer eine Bereicherung unserer eigenen Welt.

Ausgewählte Literatur

Zu den allgemeinen Voraussetzungen:

Marc Bloch, *La société féodale*, Paris 1939 u. ö., deutsch: *Die Feudalgesellschaft*, Frankfurt/M. 1982

Otto Brunner, *Adeliges Landleben und europäischer Geist*, Salzburg 1949

Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948 u. ö.

Georges Duby, *Hommes et structures au moyen âge*, Paris 1973

Wilhelm Flitner, *Europäische Gesittung*, Zürich und Stuttgart 1961

Jacques Le Goff, *La Civilisation de l'Occident médiéval*, Paris 1964, deutsch: *Kultur des europäischen Mittelalters*, München – Zürich 1970

Mündlichkeit und Schriftlichkeit:

Laetitia Boehm, *Artes mechanicae und artes liberales im Mittelalter*. Die praktischen Künste zwi-

- schen illiterater Bildungstradition und schriftlicher Wissenschaftskultur, in: Festschrift für Eduard Hlawitschka, Kallmünz Opf. 1993
- Joachim Ehlers, Schriftlichkeit, Ethnogenese und Nationsbildung in ottonischer Zeit, *Frühmittelalterliche Studien* 23 (1989) S. 302–317
- Herbert Grundmann, Litteratus – illitteratus, *Archiv f. Kulturgesch.* 40 (1958) S. 1–65
- Karl Hauck, Alemannische Denkmäler der vorchristlichen Adelskultur, in: *Zs. f. Württemberg. Landesgesch.* 16, 1957, S. 1–40 (wegweisend)
- Walther Haug, Mündlichkeit, Schriftlichkeit und Fiktionalität, in: Joachim Heinze (Hg.), *Moderne Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*, Frankfurt/M. – Leipzig 1994

Zum Problemkreis: Gelehrsamkeit – Schule – Universität

- Erich Auerbach, *Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter*, Bern 1958
- Peter Classen, Die Hohen Schulen und die Gesellschaft im 12. Jahrhundert, *Archiv f. Kulturgesch.* 48 (1966) jetzt in: ders., *Studium und Gesellschaft im MA* (Schriften der MGH 29, 1983)
- Arnold Esch, *Die Anfänge der Universität im Mittelalter* (Berner Rektoratsrede 1985)
- Josef Fleckenstein, Die sozial- und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen der Universität (Göttinger Universitätsreden Heft 82, 1987)
- Jacques Le Goff, *Les Intellectuels au moyen âge*, 1967; deutsche Ausgabe Stuttgart 1986
- Herbert Grundmann, *Vom Ursprung der Universität im Mittelalter* (Ber. d. Sächs. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist.Kl. Bd. 103, 1957, 2. Aufl. 1960; jetzt auch in ders., *Ausgewählte Aufsätze* (Schriften der MGH 25,3, 1978)
- Detlef Illmer, Art. *Artes liberales*, in: *Theol. Realenzyklopädie* 4, 1979, s.v.
- Josef Koch (Hg.), *Artes liberales. Von der antiken Bildung zur Wissenschaft des Mittelalters*, 2. Aufl. 1976
- Uta Lindgren, Art. *Artes liberales*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Tübingen 21, 1992 s.v.
- Josef Pieper, „Scholastik“, *Gestalten und Probleme der mittelalterlichen Philosophie*, München 1960
- Pierre Riché, *Écoles et enseignement dans le Haut Moyen Age*, Paris 1979

Zum Problemkreis Bildung und höfische Kultur

- Reto R. Bezzola, *Les origines et la formation de la littérature courtoise en Occident*, Bd. 1–3, Paris 1944–63
- Joachim Bumke, *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen MA*, 2 Bde. München, 1986
- Joachim Bumke, *Höfischer Körper – Höfische Kultur*, in: Joachim Heinze (Hg.), *Moderne Mittelalter*, Frankfurt 1994
- Josef Fleckenstein (Hg.), *Curialitas. Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur* (Veröffentl. d. MPI f. Gesch. 100) Göttingen 1990
- C. Stephen Jaeger, *The origins of courtliness*, Philadelphia 1985
- Gert Kaiser und Jan-Dirk Müller (Hg.), *Höfische Literatur – Hofgesellschaft – Höfische Lebensformen um 1200*, Düsseldorf 1985
- Maurice Keen, *Chivalry*, New Haven – London, 1985, deutsche Ausgabe, München Zürich, 1987
- Jean-Claude Schmitt, *La raison des gestes dans l'occident médiéval*, Paris 1990